Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 19

Artikel: Im Auto

Autor: Burg, Anna

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-638455

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

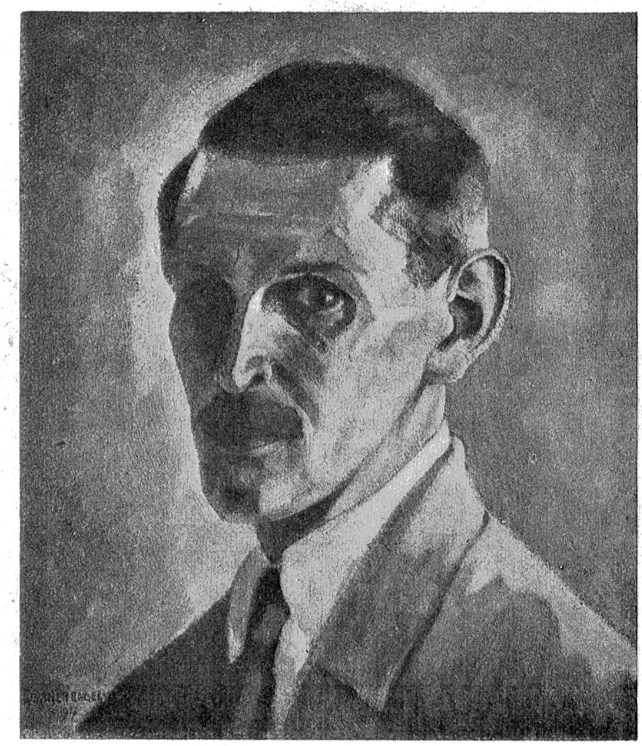
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

„Der Oberoltiger leugnet die Heiligkeit der Ehe. Was sagt Ihr dazu?“



Selbstportrait Werner Engel.

„Was Menschen allein zusammengefügt haben, wird stets von Gott geschieden! Das ist alles, was ich weiß!“ sagte Glanzmann einfach. Die Herren horchten auf, der Junker fragte spitzig und verächtlich: „So verlangt Ihr die Auflösung der Ehe und die freie Mischung der Geschlechter?“

„Nein, denn wenn Mann und Weib sich lieben und eins sind im Geiste, werden sie sich nicht trennen und werden sich niemals mit Fremden mischen.“

Abermals nickten alle, und der Junker las von allen Gesichtern, daß keiner an dem Ausspruche etwas zu tadeln finde. „Ihr könnt gehen!“ deutete der Untersuchende dem Obermooser, nahm nicht weiter Notiz von ihm, sah nicht, wie er scheu und mißtrauisch abging, wartete nur ab, bis die Tür ins Schloß gefallen war, zuckte darauf unschlüssig die Achseln: „Nun, was sagt ihr dazu?“

(Fortsetzung folgt.)

Zur Gemäldeausstellung Werner Engels in Thun.

Engel stellt nicht häufig aus. Und wenn er es tut, dann mit Vorliebe in seinem Atelier. Das ist bezeichnend für seine Arbeitsweise. Er gibt der Ankündigung dann immer den Untertitel „Neue Arbeiten“. Und wirklich sind es jedesmal neue Arbeiten, d. h. solche, die eine neue Stufe seiner innern und seiner äußern technischen Entwicklung charakterisieren. Im Atelier kommt zu der Leistung selbst hinzu die ganz persönliche Atmosphäre des Geschehens. So kommt es, daß man sich mit diesem Maler ganz besonders befassen muß. Unser Blick fällt sogleich auf eines der beiden neuen Selbstportraits (im Besitze von Verleger F. Pochon, Bern). Aus der farbig fein abgewogenen, nach restloser Harmonie zielenden, geschlossenen Arbeit blickt uns das durchdringende Auge des Malers an. Es ist wie die Unruhe in der Uhr. Es unterbricht die Harmonie und schafft die Bewegung, hier die Herausforderung, die bange Frage aufs Gewissen — unterstützt vom vibrierenden Nasenflügel und der zuckenden Nervigkeit um den schmalen Mund. Setzen wir ein Selbstportrait etwa Amiets oder Giacomettis frei aus der Erinnerung daneben: Hier die sonnige Freude, die naive Selbstverständlichkeit. Dort die grüblerische Forschertätigkeit — das Problem. Sofort wird uns der Standpunkt Engels vertrauter.

Nähern wir uns nun den Landschaften. Sie fliehen die Zufälligkeit des photographischen Ausschnittes mit der Aufschrift „Getreu nach Natur“. Sie wenden sich ab vom volksgewollten Farbenkitzel, auch von der Farbenseligkeit der oben erwähnten Meister. Eigengesetzlich, fast eigensinnig wandeln sie ihre Bahn, erfassen das Sujet, schütteln und drehen es, meistern und formen es nach malerischen und rythmischen Gesetzen. Ist die Form und Farbe gefunden, die Ruhe des Herzens hergestellt, so träufelt nun sachte — wir möchten sagen: die Weltanschauung des Malers durch die Nerven in den Pinsel und von diesem in die Leinwand. In der wunderbaren Farbenwelt des italienischen Südens (siehe Abbildung S. 275 oben) muß das Maultier mit verbundenen Augen um die Zisterne wandeln. Um die alte Kirche von Broc windet sich der winterlich kalt distanzierte Fluß in isolierendem Bogen um den durch die Geschichte bereits isolierten uralten Bau. Zwei Schifflein auf dem vor dem Einfrieren stehenden Wasser dicht aneinander gedrängt und doch jedes allein. In der Schneelandschaft (siehe Abbildung S. 275 unten) lastet das Gewicht der Schneemassen auf Erde und Baum, vereinfacht Form und Gestalt, nähert Organisches dem Unorganischen, löst auf und versöhnt. — Sehnsucht ist die Triebfeder dieser Werke, ungestümes Verlangen nach den Fernen der Geistigkeit. Das Antlitz der expressionistischen Zeit blickt uns mit dem Auge der Wehmut an (Selbstportrait). Es ist das Antlitz der Teilnahme am Leiden der Zeit. Das Gleichgewicht findet sich wieder in der Komposition: Die Flächen sind, kraft der stark graphischen Veranlagung des Malers, stets mit großem Geschick aufgeteilt und ausbalanciert, so daß sie in sich selbst zur Ruhe kommen. Das Gleichgewicht ist hergestellt in der Farbe: Hier erreicht der Künstler seine höchste Befriedigung, hier sucht er, auf die alte Illusion der Licht- und Schattentechnik verzichtend, die Gestaltung rein nur aus den Farbenwerten zu vollziehen. Es gibt deshalb auf Engels Bildern keine „toten Farbenpunkte“, auch die „Schatten“ leuchten im Licht. Diese Seite seiner Kunst können leider schwarz-weiße Reproduktionen nicht veranschaulichen. Es geht dabei das Wesentlichste der Eigenart geradezu verloren.

Immer sind es neue Arbeiten. Engel geht unermüdlich seinen Weg, der ein Weg der Ueberwindung von Hindernissen ist. Doch belohnt jeder erklommene Gipfel jedesmal neue, ungewohnte und erhebende Aspekte für ihn und für seine Weggenossen. Auch diesmal: Die gebotenen neuen Werke erweisen, wie sich der Künstler neuerdings eine erhebliche Strecke von der bloßen Schönfärberei — in der die Vielzuvielen zeitlebens verharren — entfernt und dem Ziele genähert hat, wo Zeit, Maler und Werk in einen Wurf verschmelzen.

Ad. Sch.

Im Auto.

Novellette von Anna Burg.

I.

Das elegante Auto-Coupé stand, wie alltäglich, an der Trottoirrampe der breiten Straße vor einem der gleichmäßig schönen, balkongeschmückten Häuser. Der Chauffeur saß, in die Lektüre einer Zeitung vertieft, auf dem Vordersitz. Er

war es gewohnt, zu warten. Wer im Vorbeigehen einen nur flüchtigen Blick in das Innere des Wagens warf, konnte glauben, derselbe sei leer. Und doch saß, in die Ecke geschmiegt, eine ganz in Grau gekleidete, schmächtige Gestalt. Auch sie war es gewohnt, zu warten. Denn sie war die Gesellschafterin der vornehmen Dame, die jetzt eben durch ihr Erscheinen im Rahmen der Haustür den Chauffeur dazu veranlaßte, die Zeitung rasch zusammenzufalten, vom Sitz herabzuspringen und den Wagenschlag zu öffnen. Ehe sie einstieg, gab die Dame dem ehrerbietig Dastehenden einen Zettel, auf dem die Geschäfte verzeichnet standen, bei denen er Halt zu machen hatte. Dann nahm sie Platz neben der Grauen, die noch enger in die Ecke rückte, und das Auto setzte sich in Bewegung.

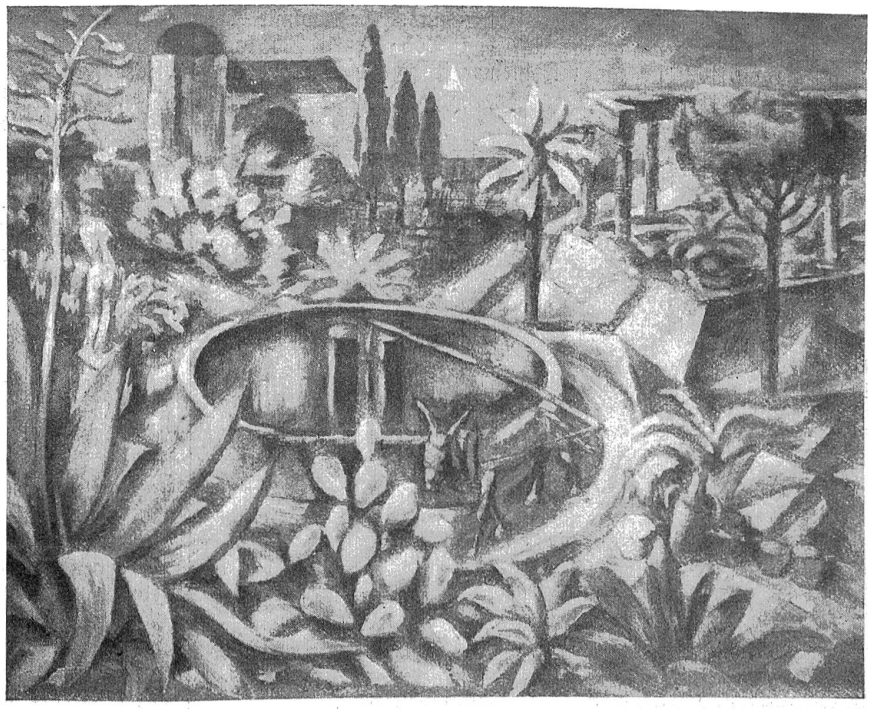
Eine ganze Weile schwieg Madame, und ihrer Begleiterin kam es nicht zu, ein Gespräch zu beginnen. Endlich wurde sie angeredet: „Sie finden mich sehr schweigsam, Cécile, nicht wahr, aber Sie müssen das entschuldigen. Der Herr Gebieter war wieder einmal schlechter Laune. Ich brauche dann immer Zeit, alles in mir zu bewältigen. Jetzt bin ich fertig damit. Wir können sprechen."

Diese Mitteilung, einer Gesellschafterin gegenüber, war darum nicht verwunderlich, weil die mit Cécile angeredete, graugekleidete Dame eine seit einiger Zeit verarmte, vor zwei Monaten von Frau Jeanne angestellte und mit den Verhältnissen des Hauses schon ziemlich vertraute Verwandte war.

Die letzten Worte ihrer Tante schienen eine Aufforderung zum Sprechen zu enthalten. So begann Cécile ein Gespräch über die Buntheit der Bilder, die sich an dem rasch dahinsausenden, manchmal plötzlich stoppenden und dann wieder ungeduldig vorwärts drängenden Wagen vorüberschoben.

Madame hörte einige Minuten gleichgültig zu. Dann sagte sie:

Werner Engel: Schneelandschaft. (Oelbild.)



Werner Engel: Sizilianische Nordküste. (Temperabild.)

„Was neu ist, interessiert uns, das ist seltsam. Wir sollten uns mit dem beschäftigen, was uns altbekannt ist, und was wir doch noch nicht ergründet haben. Die Sucht, uns immer Neuem, Unbekanntem zuzuwenden, hindert uns daran, irgend einer Sache auf den Grund zu schauen."

„In der Großstadt mag das so sein", erwiderte die Gesellschafterin, „aber der denkende Mensch findet immer wieder die Einsamkeit, die ihm erlaubt, den Eindrücken, die er aufgenommen, auf den Grund zu kommen."

„Sind Sie denn Ihrem eigenen Schicksal schon auf den Grund gekommen?" fragte Madame.

Darauf verstummte die Graue und antwortete erst nach einigem Ueberlegen: „Noch nicht."

„Sehen Sie, das wußte ich wohl. Eine Frau, die eines Mannes Weib war, kann lebenslang über ihr Schicksal nachdenken, ohne es auszudenken. Die Ehe ist ein Kampf. Es kommt darauf an, wer den stärkeren Willen hat. Ich habe sehr viel Willenskraft, sonst hätte mich mein Mann vernichtet. Nicht aus Bosheit — selbstverständlich — sondern einfach, weil er ist, wie er ist, — ein Granit. Ich habe unglaublich gekämpft, um mich zu behaupten. Jeden Morgen sage ich mir: „nun mußt du wieder wollen".

„Ich verstehe das", erwiderte Cécile.

In diesem Augenblick hielt das Auto vor einem Geschäft. Madame stieg aus, und verschwand in den glänzenden, spiegelbewandeten Räumen eines Modehauses. Der Chauffeur nahm seine Zeitung, die graue Dame lehnte sich in die Ecke. Sie warteten.

Nach einer halben Stunde kam Madame zurück. Und als hätte sie nicht inzwischen duftige Hutgebilde, fließende Stoffe mit Einsetzung ihres ganzen Interesses betrachtet, gewählt, verworfen, anprobiert, fuhr sie in dem unterbrochenen Gespräche fort.

„Sie sagten, daß Sie mich verstehen. Cécile, ich weiß daß es so ist. Ich glaube auch unbedingt an Ihre Diskretion. Darum will ich Ihnen meine neuen Sorgen anvertrauen. Ich bin seit zwanzig Jahren verheiratet. Mein Mann — Ihr Onkel — war damals, als ich ihn kennen lernte, zwar der verwöhnte Sohn eines reichen Hauses, aber sozusagen arm, da seine Brüder die in großen amerikanischen Plantagenbesitzungen liegenden Reichtümer des Vaters durchgebracht haben. Ich selbst war mittellos, Retoucheuse bei

einem Photographen. Wir liebten uns. Er wohnte bei meiner Mutter und wurde auf den Tod krank. Ich kann wohl sagen, daß ich ihn mit meiner Pflege dem Tode ab-

Orangerie mit reifen Orangen.

gerungen, mit meiner Arbeit dem Leben erhalten habe. Sie hätten diesen Mann in seiner Jugend sehen sollen. Eichenstark und doch biegsam wie eine Palme, broncebraun sein Gesicht mit den strahlend hellen blauen Augen. Was sage ich — sehn Sie ihn heute recht an; er ist so schön wie damals. Noch hat er ja das halbe Jahrhundert nicht erreicht. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß das Leben mit ihm ein Kampf war, aber nicht um hundert Lebensjahre gäbe ich das Glück hin, mit ihm gekämpft zu haben, mit ihm zu kämpfen. Sie sehen mich erstaunt an? Ja, es war ein Glück. Ihn zu lieben, wie ich ihn liebe, und sogleich mit ihm zu kämpfen, um sich nicht ganz von seiner eisernen Wesensart verschlingen zu lassen, um zu bleiben, was man ist, was man sein muß, ein „Ich", — das ist Glück. Vielleicht nicht für alle Naturen, aber für die meine. Wissen Sie, was in letzter Zeit ihn so wechselvoller Laune sein läßt, so wild, so ungerecht, so unausstehlich?"

Cécile sah die Sprechende mit unverhehlter Spannung an. Diese ihr bisher ziemlich fremde Tante war eine jetzt im vierzigsten Jahr stehende, stattliche Frau; das Costume-Tailleur stand ihr vorteilhaft; in ihrem durch Geist schön wirkenden Gesicht waren die Spuren der Jahre mit feiner Puderverwendung erfolgreich verdeckt. Man hatte in ihrer Nähe das ganz besondere, teils einschüchternde, teils beglückende Gefühl, einer Persönlichkeit gegenüberzustehen. Cécile begegnete dem Blicke der fragend, dunkel, fast befehlend auf sie gerichteten Augen. Aber sie wurde der Antwort auf die letzte Frage enthoben; denn das Auto hielt vor einem großen Warenhaus; Madame stieg aus. Der Cauffeur nahm seine Zeitung. Cécile lehnte sich in die Ecke zurück; sie warteten.

Als sich der Wagen wieder in Bewegung setzte, hatte es schon stark gedunkelt. Die aufflammende Straßenbeleuchtung warf immer wieder Lichtbündel in das Auto, die durch plötzliche Wendungen von dichten Schatten verdrängt wurden.

Frau Jeanne sprach jetzt leiser als zu Anfang.

„Können Sie glauben, daß mein Mann, mit dem ich in unauflöslicher Weise verbunden bin, mich in jüngster Zeit mit eifersüchtigen Anspielungen verletzt? Und zwar sind es raffinierte Anspielungen, ungreifbare, denen keine offene Frage beikommen kann. Er macht diese Bemerkungen in einer Art, die mir verbietet, sie aufzugreifen; wollte ich Miene machen, daß ich sie verstehe, so würde er dies als ein Schuldbekenntnis betrachten. Ich muß tun, als fühlte ich die Nadelstiche nicht, mit denen er mich quält. Verstehen wäre zugleich gestehen. Das ist der neue Kampf. Wir haben jetzt alles erreicht, was er wollte. Wir haben ein behagliches Dasein, er ist das angesehene Mitglied der Regierung, er hat Namen und Reichtum erreicht. Er sucht sich Feinde, wo keine sind, weil er keine hat, die ihn bedrohen."

Cécile wagte die leise Bemerkung: „Dieser Irrtum wird sich aufklären; die Verstimmung wird vorübergehen."

Aber Frau Jeanne meinte mit einiger Bitterkeit:

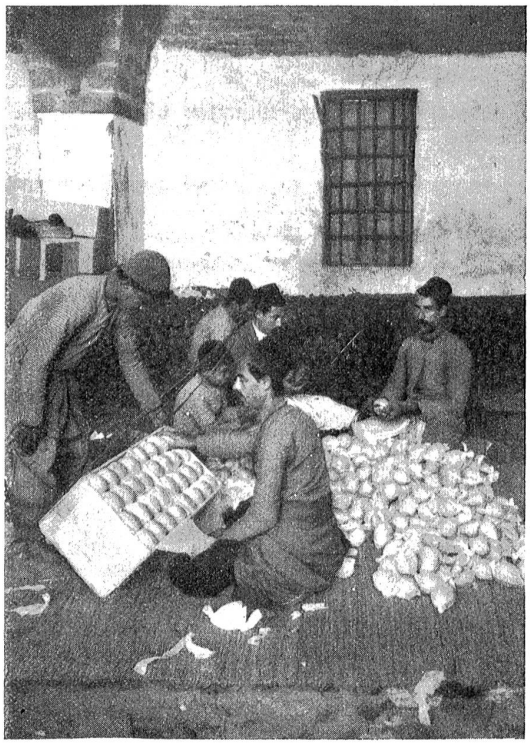
„Ich nenne Ihnen heute den Irrtum, der uns heute quält, aber ich kann Ihnen sagen, daß trotz unserer Liebe immer Irrtümer — oder Verirrungen, sich zwischen uns gedrängt haben. Ich hatte Grund zur Eifersucht, — oft und oft — aber ich habe sie verborgen. Wo er, einem Irrstern folgend, der seine komplizierte, reiche und heiße Natur vorübergehend blendete, mich zeitweise allein ließ, — habe ich geduldig auf seine Rückkehr gewartet."

Das Auto hielt. Frau Jeanne stieg aus und besuchte ein Bejouteriegeschäft. Als sie zurückkam, gab sie Weisung, auf dem kürzesten Wege nach Hause zu fahren. Und auf dieser Strecke sprach sie nur noch wenige Worte:

„Behalten Sie alles für sich, Cécile, — ich denke, ich habe mit mir selbst gesprochen." (Schluß folgt.)

Orangenernte in Jaffa.

Unter den Exportartikeln des Orients steht die Jaffa-Orange an erster Stelle. Die ganze Winterzeit hindurch ziehen langgestreckte Karawanen aus den Orangerien des Jaffaer Küstengebietes nach dem Hafen. Die Kamele sind mit den bekannten Orangenkisten beladen. Bis März oder auch April dauert der Abtransport des Orangenerträgnisses



Auswählen und Verpacken der Orangen.

aus Jaffa. Der größte Teil der Ernte gelangt nach Liverpool, aber auch deutsche und französische Dampfer führen